

Zusammenfassung

Die evangelikalen Psychologen Jones und Yarhouse legten 2007 eine Studie in Zusammenarbeit mit der christlichen Ex-Gay-Dachorganisation Exodus vor und kamen damit der steten Aufforderung nach, religiös motivierte Therapien von Homosexualität auf einen wissenschaftlichen Boden zu heben: *"Ex-Gays? – eine longitudinale Studie zu religiös vermittelter Veränderung sexueller Orientierung"*. Hierbei wurden 98 Teilnehmer, sämtlich hochmotivierte konservative Christen, in den ersten drei Jahren eines Exodus-Programms eingeschlossen und ihre Entwicklung über mehrere Jahre untersucht. Die wesentlichen zwei Fragen für diese Studie lauteten, ob Veränderung der sexuellen Orientierung (von homosexuell nach heterosexuell) möglich sei und ob solche Versuche psychischen Schaden anrichten.

Meist liest man die Ergebnisse so wiedergegeben, dass Veränderung in "signifikantem Maß" erreicht wurde. Nun bedeutet im statistischen Sinne "signifikant" noch nicht, dass etwas auch ein für den Alltag relevantes Ausmaß erlangt, wie die Autoren an einer Stelle selbst bemerken¹. In Zahlen ausgedrückt lauten die Resultate wie folgt:

Nach einer Zeit von ca. 3-6 Jahren fand sich, ausgehend von allen ursprünglichen Teilnehmern, nur bei 10% (hochgerechnet auf versteckte drop outs sogar nur für 9%) eine für sie befriedigende Veränderung zu einer heterosexuellen Identität. 17% lebten zum Untersuchungszeitpunkt enthalten und zwar momentan zufrieden mit weniger sexuellen Impulsen als zuvor, hatten aber keine wesentliche Veränderung zu heterosexuellen Gefühlen erreicht. Der Rest kämpfte mit allenfalls geringen fassbaren Verschiebungen teils noch hoffnungsvoll, teils frustriert vor sich hin oder hatte den Prozess für sich aufgegeben, über ein Viertel der Teilnehmer hatte die Maßnahme abgebrochen. 7% hatten für sich als Ergebnis beschlossen, ihre homosexuelle Orientierung als gottgegeben zu akzeptieren.

Die Autoren planen eine Nachfolgestudie, die die Langzeitergebnisse dieser Entwicklungen überprüfen soll. Ein Proband, der bei der Abschlussuntersuchung noch zur Erfolgsgruppe gezählt hatte, widerrief seine Veränderung noch während der Drucklegung als Irrtum und hatte seine homosexuelle Identität ebenfalls akzeptiert (er ist aus obengenannter Zahl bereits herausgerechnet).

Quasi alle Teilnehmer verzeichneten den wesentlichen "Schwung" einer Veränderung im ersten Jahr der Beobachtungszeit, anschließend kam es nur noch in der kleinen Erfolgsgruppe zu einer stabilen Fortentwicklung. Die anderen erlebten allenfalls noch einen minimalen Fortschritt, meist eine Stagnation oder sogar eine Rückentwicklung, letzteres insbesondere für heterosexuelle Impulse. Für die Hoffnung, erst ein ausreichend langer Prozess würde dann schon zu einer endgültigen Veränderung führen, bietet die Studie also gerade keinen Anhalt.

Im Folgenden wird diese Studie im Wesentlichen als wissenschaftlicher Beweis der Unschädlichkeit der Versuche, sexuelle Orientierung zu verändern, angeführt werden. Nun werden "Schäden durch Therapie" in unkritischen Medien sicher oft übertrieben. Bezogen auf das Studienergebnis kann allerdings dieser Schlussfolgerung auf Grund der angewandten Methode nur beschränkt zugestimmt werden. Das Konzept der Studie beschränkte sich auf die Erfassung von Durchschnittswerten psychischer Beeinträchtigung über große Gruppen, ohne offenkundige Risikogruppen herauszufiltern oder solche gezielt zu untersuchen und hinterließ große zeitliche Lücken durch die rein momentan bezogene Messung zu Anfang, nach einem Jahr und am Ende der Studie. An anderer Stelle in Ausdrücken wiedergegebene Selbstzeugnisse lassen aber eindeutig auf psychische

¹ Jones und Yarhouse 2007, ibd., S. 271

Probleme unter der Therapie schließen und hätten deshalb auch gezielte Methoden veranlassen müssen, diese zu erfassen und zu quantifizieren.

Auf Grund ihres methodischen Ansatzes kann die Studie nur beweisen, dass – erwartungsgemäß - Veränderungsversuche nicht **grundsätzlich** Schaden anrichten. Unsicher bleiben die Ergebnisse bereits dazu, ob Ex-Gay-Therapien **keine** (im Sinn von "nicht irgendwelche") Schäden verursachen. Was die Studie auf keinen Fall bewiesen hat: dass Veränderungsversuche **für niemanden** schädlich sind.

Die Ablehnung gelebter Homosexualität – selbst in Form verbindlicher, auf Liebe gegründeter Partnerschaften – beruht unter Christen zwar auf dem Bibelverständnis und nicht auf psychologischen Vorgaben. Christliche Ethik hat sich zu allen Zeiten aber auch immer der Herausforderung gestellt, was für den Menschen lebbar ist und was nicht.

Gemeinden, die es bisher zufrieden waren, ihre homosexuellen Mitglieder an Ex-Gay-Organisationen zu verweisen, und davon ausgingen, dass für einen Großteil dadurch eine Veränderung zur Heterosexualität möglich sei, sollten sich auf Grund der Studienergebnisse verstärkt dazu Gedanken machen, wie sie mit den 90% der Homosexuellen im weiteren umgehen wollen, die trotz hoher Motivation voraussichtlich keine Veränderung erfahren werden.

Aus anderen Veröffentlichungen weiß man, dass psychische Beeinträchtigungen vor allem da drohen, wo der innere und äußere Druck, Veränderung zu erfahren, hoch ist, sich eine solche aber trotz großer Mühen nicht einstellt, dem Individuum jedoch keine lebbare Alternative eröffnet, sondern durch die Maßgaben unter Therapie vielmehr versperrt wird. Diese Art von "Schaden" wäre unnötig, wenn Akzeptanz und Selbstakzeptanz für homosexuelle Christen nicht von vornherein ausgeschlossen würden.

Hier wird sich für die christliche Gemeinschaft der Anspruch stellen, Homosexualität nicht nur als therapierbare Störung abzudelegieren, sondern einen integrativen Umgang mit homosexuellen Menschen und letztlich auch mit homosexuellen Partnerschaften zu finden.